

## Vor dem ersten Kapitel - 2003 - Ellen Vega ist tot

Es war schon sehr angenehm warm, in dieser Nacht des 1. auf den 2. April 2003. Es wehte ein laues Lüftchen und man konnte bereits ohne Jacke aus dem Haus gehen.

Kriminalhauptkommissar Dietmar Matschulat hatte es sich gerade mit einer Flasche Bier auf seinem Balkon gemütlich gemacht, um den Feierabend zu genießen. Derzeit war bei der Mordkommission nichts als zermürbender Papierkram zu erledigen, was nicht zu den Stärken von Matschulat gehörte.

Er wollte gerade zum ersten Schluck ansetzen, als er durch das unermüdliche Erklingen der Tatortmelodie, die er zum Klingelton seines Diensthandys auserkoren hatte, jäh auf den Boden der Realität zurückgeholt wurde. Er überlegte kurz, das Klingeln zu ignorieren, dann siegte aber doch sein Pflichtbewusstsein, was er durch jahrelange Tätigkeit erworben und trotz der ständigen Konfrontation mit dem Tod auch nicht verloren hatte.

Nachdem er das Telefonat beendet hatte, wusste er, dass er seinen gemütlichen Feierabend gegen eine Nachtschicht eintauschen konnte. Er machte sich noch einen starken Kaffee, den er in eine Thermoskanne füllte und nahm ein Paket Zigaretten mit. Das Rauchen hatte er immer wieder versucht aufzugeben, aber bei jeder Leiche war er dann doch wieder rückfällig geworden.

Keine 15 Minuten später fuhr Matschulat in Richtung Fundort der Leiche. Sein Kollege hatte ihm als Fundort eine Stelle an der A 45 – sogenannte „Sauerlandlinie“ genannt. Der Fundort war für Matschulat nicht schwer erkennbar. Das blaue Leuchten der Blinklichter war bereits von weitem erkennbar und er näherte sich mit mäßiger Geschwindigkeit der Absperrung, die mit dem PKW nun nicht mehr passiert werden konnte. Er parkte seinen Wagen, ging zu Fuß weiter und war immer noch überrascht, dass es trotz der späten Stunde angenehm warm war. Sein Kollege Piepenkötter kam auf ihn zugelaufen. Seine schlaksige Gangart, ließ ihn immer wieder unbeholfen aussehen, aber dafür zeichnete ihn eine extrem schnelle Auffassungsgabe und analytische Art aus. Schnell fasste er für Matschulat das Wesentliche, so wie es sich derzeit darstellte, zusammen. Kinder waren beim Spiel am Rande einer Autobahnraststätte auf eine Erdhöhle gestoßen und hatten darin den Leichnam einer Frau, die sich erst viel später als Ellen Vega herausstellen sollte, gefunden. Sie alarmierten per Handy die Polizei in Hagen.

Diese versuchte zunächst zu ermitteln, weshalb die Kinder erst vier Stunden nach dem schrecklichen Fund den Anruf an die 110 tätigten, jedoch ohne Erfolg. Hierüber schweigen sich die vier Mädchen aus einem kleinen, bei Wikipedia unkommentierten, gerade einmal 50 Seelen zählenden Bauerndorf mit dem Namen Hunsdiek, trotz des von Matschulat unzweifelhaft ausgeübten Druck, bislang aus.

Sie gaben bisher nur an, nach der Schule am Nachmittag des 2. April um ca. 15.00 Uhr die tote Frau entdeckt zu haben. Die weiteren Umstände, die Hintergründe waren mehr als nebulös, zumal Kinder mit Sicherheit nicht an der Autobahn spielen sollten. Vielleicht fürchteten die Mädchen weitere Repressalien, jedenfalls hüllten sie sich in Schweigen.

Der Fall wäre eigentlich Routine für die Ermittler gewesen. Beginn der Ermittlungen, Spuren sichern, Identität ermitteln, die Angehörigen informieren, was für Matschulat trotz seiner langen Dienstzeit immer die traurigste und schwierigste Aufgabe war und dann irgendwann die Akte abschließen mit oder ohne Verdächtigen. In diesem Fall sollte aber alles anders sein. Die Leiche wurde geborgen und man sicherte ein Foto bei der Toten. Die darauf abgelichtete Person erkannten die Polizisten sofort und trauten ihren Augen nicht. Es war das Bild von Loupius, wie sie ihn alle nannten. Einer der wohl schillerndsten Personen unter den deutschen

Juristen und allgemein dem Milieu der organisierten Kriminalität zugeordnet. Ein Mann mit den besten Kontakten nach sogenannten ganz oben. Eine Figur, die in dieser Zeit alle Fäden in der Hand hielt und der man wahrscheinlich nie etwas nachweisen können würde. Ganze Heerscharen von Bundes- Landes und auch sonstigen Kriminalbeamten hatten sich bereits die Zähne an seiner Marmorfassade ausgebissen. Bisher war es keinem gelungen, Loupius, der mit bürgerlichem Namen Fritz Wolf hieß, auch nur in die Nähe eines erfolgsversprechenden Strafverfahrens zu bringen.

Matschulat erfasste ein heftiges Kribbeln, welches er immer dann verspürte, wenn er einer wichtigen Spur folgte. Sollte es ihm nach so langer Zeit gelingen, Loupius etwas nachzuweisen. Warum trug die Tote ein Foto von ihm mit sich? Das wäre ein Ermittlungserfolg, der ihm die Zeit bis zu seiner Pensionierung versüßen könnte.

Euphorisch wählte der sonst so coole Ermittler die Telefonnummer, die auf der Rückseite des Fotos notiert war. Es war mittlerweile 2.30 Uhr geworden, aber der Kommissar wollte sein Glück dennoch versuchen. Vielleicht hatte er ja Glück, so dachte er sich, und der Inhaber der Rufnummer hätte sein Handy auf dem Nachttischchen liegen und würde es hören. Zunächst verfluchte Matschulat den Fundort der Leiche, da er keinen Empfang hatte. Dann ging jedoch der Ruf heraus und tatsächlich, es klingelte. Aber es klingelte nicht in weiter Ferne, sondern vielmehr fast unmittelbar hinter ihm aus einem kleinen Waldstück heraus, welches sich nahe des Tat- bzw. zur Zeit noch lediglich Fundortes anschloss. Matschulat hielt es für eine Erscheinung, die der späten beziehungsweise frühen Stunde geschuldet war. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er sich umdrehte und Loupius, der leibhaftig hinter ihm stand, erblickte. So viele Zufälle konnte es nicht geben, die Leiche, das Foto, die Rufnummer und Loupius. Schnell fasste sich Matschulat wieder und zog den derzeit einzig logischen Schluss, dass der Täter wieder an den Tatort zurückgekehrt war. Dass Loupius so ein Anfängerfehler passierte - Matschulat konnte es nicht recht glauben, doch dann konnte er trotz des geringen Lichteinfalls, den der abnehmende Mond gepaart mit dem blauen Schein der Blinklichter bot, Blut an der Kleidung seines Gegenübers sowie eine geschulterte Waffe, ein Gewehr, erkennen.

Sofort verfügte der Ermittler die Festnahme des seines Erachtens hochgradig Verdächtigen, der sich widerstandslos beugte.

Aber dieser Verdacht sollte sich später als wohl falsch herausstellen. Das Blut an der Jacke von Loupius stammte einwandfrei von einem Wildschwein, welches er nachweisbar kurz zuvor, als Jagdpächter des hiesigen Waldabschnittes, erlegt hatte. Zudem gab ihm seine Frau Claudia für den vom Gerichtsmediziner als wahrscheinlich festgelegten Todeszeitpunkt ein scheinbar absolut wasserdichtes Alibi. Ihr Mann, so sagte sie aus, habe zur fraglichen Zeit als Zuschauer in einer ihrer Gerichtsverhandlungen beim Familiengericht in Gummersbach gesessen. Das wisse sie genau, da sie die Verhandlung als vorsitzende Richterin geleitet habe und ihr Mann sie nach dem letzten Sitzungstermin überraschenderweise zu einem verspäteten Mittagessen abholen wollte.

Loupius war, wie gewohnt, schnell wieder auf freiem Fuß und Matschulat verlor zu seinem Verdruss den Fall an das Bundeskriminalamt.

Die Ermittlungen dort dauern bis heute an.

Die Tote stellte sich als alte Bekannte des Bundeskriminalamtes heraus. Es handelte sich, so war man sich schnell einig, um die lange schon gesuchte, abgetauchte Ellen Vega. Sie stand im Verdacht führendes Mitglied einer ständig wachsenden terroristischen Vereinigung zu sein. Es hatte bereits Ermittlungserfolge sowie auch zahlreiche Festnahmen von Mitgliedern einzelner Terrorzellen gegeben. Jedoch war bisher keiner der verhafteten und zum Teil auch wegen kapitaler Verbrechen verurteilten Personen bereit gewesen, gegen Ellen Vega auszusagen. Man vermutete, dass Ellen Vega insbesondere dafür verantwortlich gewesen sei, im gesamten europäischen Raum sogenannte „Sleeper“ zu installieren, die bei Bedarf losschlagen sollten.

Als man sie obduzierte, fand man an ihrem Oberschenkel eine frische Wunde, die den unausweichlichen Eindruck vermitteln musste, dass dort etwas herausgeschnitten worden war. Die Todesursache lag darin jedenfalls nicht. Diese war vielmehr toxikologischer Herkunft. Ellen Vega war vergiftet worden. In der Erdhöhle, in der man sie entdeckt hatte, fand man ein kleines Döschen aus Gold, in dem die totbringende Giftpille mutmaßlich von ihrem Mörder transportiert worden war. Man hatte Ellen offenbar gezwungen, jedenfalls deuteten die Hämatome im Gesichtsbereich des Leichnams darauf hin, die tödliche Dosis einzunehmen. Weiterhin ging und geht man bis heute davon aus, dass Ellen Vega den Mörder gekannt haben musste, da es keine weiteren Kampfspuren oder sonstige Anzeichen von Gewalt zu finden gab. Sie musste sich höchstwahrscheinlich mit jemandem in dieser Erdhöhle verabredet gehabt haben. Diese Höhle, deren Standort aus ermittlungstaktischen Gründen nicht genannt wird, lag bzw. liegt bis heute noch immer neben der Autobahnraststätte in etwa drei Metern Tiefe und bietet ca. 30 Personen Platz. Sie verfügt über eine, bisher unbemerkte Stromversorgung, da man sie mit der Autobahnelektrizität verbunden hatte und bezieht Wasser aus einem gut getarnten oberirdischen Regenwasserauffangbecken. Die Einrichtung ist eher spartanisch aber zweckmäßig und erinnerte an ein Feldlager der Bundeswehr. Jedenfalls stammen Feldbetten, Funkgeräte und sonstige Einrichtungsgegenstände sowie zahlreich vorhanden Waffen inklusive entsprechender Munition aus deren Beständen.

## Zweiter Abschnitt - Rückblende 2004/ Loupius ist tot

Ein Knall, furchtbar laut und die Stille von Traum und Schlaf zerreißend, hatte den Jungen aufschrecken lassen. Da war das gleiende Licht der Sonne, das verärgerte Zetern einer aufgescheucht davonfliegenden Amsel und das verwirrte, schlaftrunkene Kind setzte sich auf und rieb sich die Augen. Mit einem unwilligen Seufzen schaute sich der Junge um, bis sein Blick an etwas hngenblieb, was ihn irritierte. „Papa?“, murmelte er leise, ließ sich von der Hollywoodschaukel gleiten und stapfte los. Sein Vater lag ausgestreckt im Gras, als würde er die Wolken am Himmel beobachten. Aber er regte sich nicht, sah nicht zu ihm, rief ihn nicht zu sich, um ihm einen weit oben dahinziehenden Elefanten zu zeigen oder was auch immer er in einer Wolke erkannte. Der Junge stolperte die letzten Schritte zu ihm und stockte. Die Augen seines Vaters waren geöffnet, sahen nach oben, starrten ins Leere.

„Papa? Papa? Papa, jetzt steh doch auf! Papa, was ist mit dir? Papa! Papaaaa!“ hallte die Kinderstimme durch die nachmittägliche Stille des weitläufigen Gartens. Die kleinen Hände des Jungen krallten sich in das Hemd seines Vaters, der regungslos im frisch gemähten Gras des Rasens lag. Der Vierjährige hob verwirrt den Kopf und rieb sich mit dem Handrücken die Tränen von den Wangen. Etwas fühlte sich seltsam an und er sah auf seine Finger, die rot verschmiert und klebrig waren. Blut! Wie es aus seinem Knie kam, wenn er beim Toben gestürzt war ... 'Es blutet nur ein wenig, hört gleich auf ...', beruhigten ihn seine Eltern dann immer. Das hier aber war viel Blut und es kam aus der Brust seines Vaters. Ein großer roter Fleck hatte sich auf dem Hemd ausgebreitet. „Papa!“, wimmerte er leise, dann durchfuhr ihn ein Schluchzen und Zittern: „Papaaa!“ Doch so laut er auch rief, so verzweifelt er an seinem Vater auch zu ziehen und zu zerren versuchte – er reagierte nicht. Niemand kam und half ihm, seinen Vater zu wecken. Niemand nahm ihn in den Arm und versprach, dass alles gleich aufhören würde. Der Junge weinte bitterlich, zunächst laut schluchzend, dann mehr und mehr, leiser werdend in sich hinein. Er spürte die warme Sonne auf seinem Rücken, als wäre es die tröstende Hand seiner Mutter, wie ein stiller Windhauch ihm durchs Haar fuhr, und er schloss die Augen, als könnte ihn die Dunkelheit vor all dem beschützen, was er nicht begreifen konnte. Er hörte das Summen der Bienen, das Zwitschern der Vögel und das sanfte Rascheln der Blätter im Wind, schluchzte ein paar Mal leise „Papa“ murmelnd auf, dann wurde es still und er glitt langsam davon bis alles wieder so war, wie es sein sollte ...

„Claudius!“ Komm!“ hörte er die vertraute Stimme seines Vaters durch das Pluckern des fahrbaren Rasenmähers. Wie immer ließ er sofort alles stehen und liegen und rannte zur Rasenfläche, sprang auf den Schoß seines Vaters und schon führen sie los. Fritz Wolf hielt seinen Sohn mit einer Hand fest und lenkte mit der anderen den kleinen Traktor über die weitläufige Rasenfläche: „Auf geht's, die Herrschaften, bitte gut festhalten!“ Es war so etwas wie ein kleines Ritual, dass Claudius ein paar Runden mitfuhr. Als bald war zu spüren, dass der kleine Körper schwerer zu werden schien. Das monotone Geräusch des Motors und der angenehme Geruch des frisch gemähten Rasens ließen den Kleinen regelmäßig müde werden und beim nächsten Passieren der großen Hollywoodschaukel hielt Fritz Wolf an und legte seinen Sohn liebevoll vorsichtig auf der schattigen Sitzauflage ab. Es wunderte ihn immer, wie tief und friedlich Claudius dort schlief, bis er mit der Gartenarbeit fertig war. So sehr sein Sohn die riesige Schaukel mit ihrem groß geblumten Bezug und den knarrenden Federn liebte, so sehr war sie seiner Mutter ein Dorn im Auge. Claudia Wolf hatte sie von Anfang an als kleinkarierten amerikanischen Kitsch abgetan. Für Claudius aber war sie bei jedem Gartenaufenthalt ein unverzichtbarer Anlaufpunkt, verhie Ruhe und Abenteuer gleichermaßen, als Himmelbett oder Piratenschiff. Und wie sehr genoss er der die Aussicht auf das wunderbare Ritual, wenn sein Vater verkündete, dass der Rasen mal wieder gemht werden

müsse. Jeder im Umfeld der Familie Wolf kannte diese Gewohnheit – und gerade die schien Fritz Wolf nun zum Verhängnis geworden zu sein ... Aus der Ferne hätte es ein Idyll sein können: Ein Vater mit seinem Sohn beim Entspannen im Garten. Aus der Ferne war nicht zu sehen, dass im Körper des Mannes kein Leben mehr war ...

Ruhig und friedvoll lag das Haus der Wolfs im nachmittäglichen Schein der Sonne. Ein elegantes weißes Cabriolet kam mit einem Rauschen die schmale Straße herunter und zog leichte Staubfahnen hinter sich her, die sich langsam wieder auf den Asphalt senkten. In Gedanken versunken bog Claudia Wolf in die Einfahrt zum Haus ab und steuerte den „weißen Blitz“, wie ihr Mann das Cabrio gerne nannte, über den breiten Kiesweg auf die Front der riesigen Garage zu. Fritz hatte ihr das Auto zum Hochzeitstag geschenkt und sie wusste sehr gut, dass es ihn mehr Überwindung als Geld gekostet hatte, ein solches Statussymbol zu erwerben. Claudia Wolf hörte nicht, wie die Steinchen der Kiesauffahrt in den Radhäusern prasselten, bis sie den Wagen mit einem leichten Rutschen vor den Garagen zum Stehen brachte. Sie hing mit ihren Gedanken noch immer beim Studium der letzten Akte und machte sich zugleich schon wieder Gedanken, wie sie den weiteren Ablauf des Tages organisieren sollte. Sie schnallte sich ab, ließ den Kopf nach hinten gegen das warme Leder der Kopfstütze sinken, schloss die Augen und fuhr sich mit einem Seufzen über die Stirn bis zur Nasenwurzel. Dumpf und unnachgiebig kündigte sich ihre Migräne an und sie spürte durch die geschlossenen Lider hindurch das Stechen der Helligkeit, sehnte sich nach dem Dunkel, das im Schlafzimmer auf sie wartete. Sie merkte, dass sie irgendetwas irritierte, aber sie kam nicht drauf, was es war. 'Komm! Auf!', hörte sie ihre innere Stimme, öffnete blinzeln die Augen und tippte gewohnheitsmäßig auf die Hupe. Das tat sie nicht nur bei guter Laune oder dem Bedürfnis, schnell ihre Familie zu sehen. Nein, oft war der Grund ein einfacher. Kam sie aus der Stadt nach Hause, war der Kofferraum oft gut gefüllt und sie hoffte, mit dem Hupen Hilfe für den Transport der Einkäufe anzulocken. Das war in der Regel nicht schwer, weil nicht nur die Kinder, sondern auch die übrigen Hausbewohner, also Großvater Heinrich und seine zweite Frau Ida, wussten, wie spendabel sie sein konnte. Stets brachte sie für jeden eine Kleinigkeit mit. Mal gab es Süßigkeiten, mal Kleidung oder Spielzeug oder etwas für den gepflegten Garten, etwa Fische für den Gartenteich. Ida zum Beispiel las gern Gartenzeitschriften. In einem kleinen, umzäunten Abschnitt hatte sie ein wahres Kräuterreich angelegt. Ihr Mann unkte oft, dass sie sicherlich insgeheim in der Lage wäre, so manchen Gifttrunk zu brauen. So hatte Claudia heute mit einem Grinsen gezielt nach einer Zeitschrift über harmlose Küchenkräuter gesucht. Kurz, es lohnte sich, auf das Hupsignal zu reagieren, wenn sie nach Hause kam.

Heute aber wurde keine Tür aufgerissen, gab es keine Laufschriffe auf dem Gartenweg zu hören. Claudia tippte noch einmal die Hupe an. Nichts ... Das war es, was sie so irritiert hatte. Bei diesem Wetter sollten eigentlich fast alle draußen sein und es hätte noch nicht einmal des Hupens bedurft, um fleißige Helfer anzulocken. Sie runzelte die Stirn und spürte gleich, dass sich dahinter die Migräne anschlich. Die Verwunderung aber drängte das Unwohlsein in den Hintergrund. Trotz der Geräuschkulisse der sommerlichen Natur war es irgendwie still, unheimlich still. Sie schaute zur Garage hinüber und betätigte die Fernbedienung für die Tore: Der Wagen ihres Mannes leuchte matt im Schatten, doch die Fahrzeuge des Großvaters, ein VW-Kübelwagen für die Jagd, eine S-Klasse sowie Idas Mini waren fort. Allesamt! Und dann fiel ihr noch etwas weiteres auf, das sie noch mehr irritierte: Auch die diversen zwei- und vierrädrigen Fortbewegungsmitteln der großen Kinder waren fort ...

Claudia Wolf spürte, wie etwas ihr den Mund trocken werden ließ. Alles wirkte wie ausgestorben, wie eine fremde Welt. So ruhig hatte sie das Anwesen noch nie erlebt, es war gespenstisch, wie ein Spuk am helllichten Tag. Keine Kinderrufe, keine Geschäftigkeit in Garten oder Haus, als habe etwas das alltägliche Leben abgezogen. Sie spürte, wie ein

Schauern ihr den Rücken hinauf kroch, sich um ihre Kehle schlang und sich als mulmiges Gefühl in der Magengegend ausbreitete. Etwas stimmte hier nicht und es gab da diese entsetzliche leise Stimme irgendwo in ihrem Unterbewusstsein, die ihr zuflüsterte, dass es dafür keine beruhigende Erklärung gab. Sie blickte sich um. Selbst aus der Nachbarschaft war kein Mucks zu hören. Der nächste Nachbar war ihr Bruder Hugo. Der Giebel seines Hauses reckte sich wie neugierig über die Wipfel des riesigen Rhododendrons. Zu dieser Jahreszeit spielte er mit seiner Frau Ellen oft draußen auf der Terrasse Tischtennis, doch auch das mitunter enervierende „Ping“ und „Pong“ war nicht zu hören. Sie stemmte sich innerlich gegen den Gedanken, dass etwas Schreckliches geschehen sein könnte. Warum nur war es so still!? Selbst die Vögel, die zu dieser Jahreszeit für gewöhnlich ein vielstimmiges Konzert veranstalteten, waren bis auf wenige zurückhaltende Zwitscherlaute nahezu verstummt. Claudia Wolf fühlte eine Panik in sich aufsteigen, gegen die sie sich nicht wehren konnte. Ihre Gedanken rasten mit ihrem Herzschlag um die Wette. 'Rudolf!', schoss es ihr durch den Kopf. Selbst die brave Bracke, treuer Begleiter ihres Vaters auf dessen Jagdtouren, hatte sich nicht blicken lassen. „Rudolf!“, versuchte sie das Tier zu rufen, doch kam ihr nur ein heiseres Krächzen über die Lippen. „Rudolf!“, gelang ihr mit bemüht festerer Stimme ein neuerlicher Versuch. Doch auch jeder Laut des Hundes blieb aus. Und ihr Vater hatte keinerlei Pläne gehabt, mit Rudolf ins Revier zu fahren. Alles formte in ihr die Ahnung zu einer immer bedrohlicher werdenden Gewissheit, dass etwas Schreckliches passiert sein musste.

Claudia, nunmehr auch ein wenig zitternd vor Angst, schlich sich geradezu in Richtung der Haustür und bereute schon, sich bei der Ankunft lautstark bemerkbar gemacht zu haben. Als sie eine der Steintreppen, welche rechts und links den Eingang säumten, hinaufgestiegen war, bemerkte sie, dass die Türe nicht verschlossen war. Vorsichtig drückte die gegen das Portal und als ein Eingang weit offenstand, betrat sie ihr Elternhaus. Eigentlich hätte nunmehr spätestens Rudolf oder zumindest die Haushälterin Teresa erscheinen müssen. Doch nichts geschah. Sie schritt leise weiter in die Halle. Niemand war zu sehen oder zu hören. Dann schlich sie zu dem alten Sekretär ihrer verstorbenen Mutter. Dort waren stets die schriftlichen Nachrichten zu finden, welche die Familie, falls direkte Ansprache unmöglich erschien, dort hinterließ. Und ja genau, hier lag ein Brief. Es war ein verschlossener Umschlag mit der Adressierung „An meine geliebte Frau“. Die Schrift erkannte sie sofort. Es war die ihres Mannes Fritz. Der Großvater schrieb anders. Also, sie musste gemeint sein. Sie erschrak beim Anblick dieser Post. Spontangedanken, wie, er hat sich getrennt, oder dergleichen, verdrängte sie direkt und riss das Kuvert auf. Auch jetzt erkannte sie für sich die unverwechselbare Handschrift ihres Geliebten, dem Einzigem, dem Vater ihrer Kinder und las:

„Liebste Pusch,

wenn du diese Zeilen liest, werde ich nicht mehr bei dir sein können. Ich bin soeben getötet worden. Man hat mich erschossen. Claudius ist bei mir. Er hat mich gefunden und geweint. Nun ist er eingeschlafen. Er liegt in meinen Armen und hat sein Köpfchen zwischen meine Schulter und meinen dicken Kopf eingekuschelt, weißt du, so wie er es gerne tut, wenn ihm unheimlich ist. Es ist warm hier draußen im Garten. Mach dir keine Sorge um ihn. Er schläft fest. Aber komm bitte heraus zu uns und erlöse unseren kleinen Mann aus dieser blöden Lage. Erschrick nicht. Er wird, wenn du ihn aufhebst, Blut an seinem Hemd haben. Es ist nicht das Seine. Man hat mir direkt in mein Herz geschossen und Claudius hat mich, als ich am Boden lag fest umarmt. Bitte sei nicht böse mit ihm. Es ist das neue Hemd, was er erst zu deinem Geburtstag tragen sollte. Aber ich hatte es ihm erlaubt.

Ich liebe dich und schaue aus dem Himmel auf dich. Bitte sei jetzt stark.

In ewiger Liebe  
Dein Fritz.“

Claudia ließ starr vor Schreck, den Brief, der eigentlich gar nicht von ihrem Mann geschrieben sein konnte, zu Boden fallen und lief hinaus in den Garten. Ein Gedanken-Karussell raste durch ihren Kopf. Hatte er den Brief vorsorglich deponiert, weil er wegen seiner Vergangenheit und Gegenwart die ständig lauerrnde Gefahr spürte, oder hatte der Angreifer den Brief deponiert, war er etwa im Haus gewesen? Sie hoffte inständig, dass alles sich als furchtbar makabrer Scherz ihres Mannes herausstellen sollte, aber insgeheim verspürte sie nur noch Angst – um Fritz, um Claudius. Diesen hätte er keiner Gefahr ausgesetzt oder doch? War er über die Jahre zu unvorsichtig geworden? Fragen über Fragen, deren Antworten sie hoffte, von Fritz erfahren zu können. Er konnte nicht tot sein.

Oben an dem durch den Schatten der Bäume dunkel wirkenden Rand des kleinen Wäldchens sah sie ihren kleinen Claudius im Gras liegen und unter ihm, glaubte sie, Fritz zu erkennen. Sie eilte, ihre Geliebten zu erreichen. Claudius war ihr einziges leibliches Kind. Seine Geschwister hatten sie und Fritz adoptiert. Die zweihundert Meter bis zu ihrem kleinen Claudius erschienen ihr endlos und sie verspürte unerträgliche Angst. Doch jetzt war sie da. Sie schrie und weinte bitterlich, warf sich zu Boden und nahm Claudius in den Arm. Kurz kniete sie flehend neben dem leblosen Körper ihres Mannes. Dann sprang sie auf und lief mit dem Jüngsten im Arm zurück zum Haus, um Hilfe zu alarmieren. Als sie jedoch zurückkam, waren plötzlich alle Türen verschlossen. Die Terrassentür, durch welche sie eben noch hinaus in den Garten gelaufen war, ließ sich nicht mehr öffnen. Der Riegel war offenbar von Innen verschlossen worden. Der Türgriff zeigte nach unten. Sie rannte nach vorn zur Haustür. Doch auch die war zu. Sie wollte nur noch ihren geliebten Claudius in Sicherheit bringen, vermutete sie doch den Attentäter ihres geliebten Fritz noch in der Nähe. Um Hilfe rufend, lief sie zu den Nachbarn. Aber auch dort war niemand.

Außer Atem, mit rasendem Puls, rannte sie unter dem Schutz der Bäume zurück. Sie musste zumindest unbeschadet ihren Wagen erreichen, dann könnte sie Hilfe alarmieren.

Mit Erstaunen nahm sie dann Ellen im Augenwinkel war. Sie konnte diese durch das Fenster sehen. Konnte diese sie wirklich nicht gehört haben? Schnell rannte sie zur Tür und schrie flehend nach Hilfe. Aber Ellen öffnete nicht. Sie konnte ihre Schwägerin sehen und rief mit lauten panischen Schreien nach Hilfe. Diese jedoch bekam sie nicht. Ellen wendete sich ab, und ging die Treppe hinauf, ohne noch einmal auf Claudia und den kleinen wimmernden Claudius

zurückzuschauen.

Claudia verstand die Welt nicht mehr, es konnte nur so sein, dass Ellen selbst in Gefahr war. Claudia rannte verlangsamt, das Gewicht von Claudius machte sie nun für Verfolger anfällig, vom Haus weg zu ihrem Auto.

Immer wieder hatte Fritz mit ihr geschimpft, wenn sie die Autoschlüssel stecken ließ. Aber diese kleine Unart gereichte ihr nunmehr zur einzigen Hilfe. Claudius schlief wundersamer Weise immer noch und sie legte ihn hinten auf die kleine Notsitzbank, bevor sie den Wagen startete. Ihr Fuß zitterte so, dass sie von der Kupplung abrutschte und den Wagen abwürgte, sie wähnte schon einen Verfolger im Rückspiegel, als es ihr gelang den Wagen mit rasender Geschwindigkeit vom Grundstück zu bewegen. Sie war gerade auf die Hauptstraße in Richtung der kleinen nahegelegenen Stadt mit dem Namen Halver, eingebogen, als ihr bereits Blaulichter entgegenschossen und von der Hauptstraße abbiegend mit höchst möglicher Geschwindigkeit, den ca. 2 km langen von Schlaglöchern gesäten Weg hoch zum Haus fuhren.

Blitzschnell riss sie das Lenkrad herum, Gott dankend, dass kein Gegenverkehr kam, und folgte den Rettern. Wer diese gerufen hatte, wusste sie nicht. Vielleicht war es Ellen gewesen. Aber das war ihr auch egal. Hauptsache war, dass Fritz Hilfe bekäme und überleben würde. Doch dieser Wunsch war ihr nicht mehr zu erfüllen. Sie wusste es eigentlich, wollte es aber nicht wahrhaben.

Es war zu spät, viel zu spät. Der Gerichtsmediziner sollte später feststellen, dass Fritz bereits über zwei Stunden nach dem tödlichen Schuss leblos auf dem Rasen gelegen haben musste. Und fast eben die gesamte Zeit über hatte sein kleiner Sohn Claudius wahrscheinlich auch auf ihm liegend ausgehalten.

Als sie nach rasanter Fahrt am Hause angekommen war, und mit einer geradezu filmreifen Bremsung den Kies der Auffahrt emporschleuderte, traf sie dort auf vier Polizeibeamte, die ohne Orientierung schienen, und sich mit gezogenen Waffen in Richtung des Hauseingangs bewegen wollten. Sie empfand unendliche Erleichterung, zum einen sah sie die vermeintliche Gefahr durch den Eindringling gebannt, zum anderen kam endlich Hilfe für ihren geliebten Fritz. Es wird alles gut werden, dachte sie zu diesem Zeitpunkt.

Sie sprang aus dem Wagen, rannte in Richtung der Polizisten und kreischte hysterisch, dass ihr Mann am Waldesrand schwerstverletzt, leblos scheinend liege, Hilfe benötige. Auch schrie sie nunmehr regelrecht panisch, wo denn der Krankenwagen bliebe. Ob der denn nicht alarmiert worden sei?

Blitzschnell lief ein Beamter zurück zum Auto und veranlasste per Funk das baldige Eintreffen eines Rettungswagens. Sodann liefen alle, mit Ausnahme eines Beamten, der den Eingangsbereich und den immer noch schlafenden Claudius bewachen sollte, voran natürlich Claudia, hinauf zu Fritz. Dort angekommen stellte die Gruppe schnell fest, dass diesem kein Dienst mehr geleistet werden konnte. Claudia sackte aufgrund dieser Erkenntnis zitternd über Fritz zusammen. Ein Beamter blieb bei Claudia, während die anderen beiden die Kollegen von der Kripo informierten, versuchte Trost zu spenden, aber auch zu verhindern, dass weitere Spuren auf der Leiche und am vermeintlichen Tatort verwischt würden. Er nahm sie in den Arm, zog sie mit ihrer blutverschmierten Kleidung sanft von ihrem Mann. Es tat ihr nach anfänglich befremdlichen Gefühlen sehr gut. Sie brauchte jetzt einfach ein bisschen Wärme. Für sie war alles wie im Film, sie nahm alles nur benebelt war, bis Claudius, der mittlerweile aufgewacht war, sie jäh in die Realität zurückbrachte, und den Hügel hinaufgelaufen kam. Er ließ sich nicht von den Polizisten zurückhalten. Claudius war wütend. Er schien außer sich und prügelte auf seine Mutter ein. Das Bild, welches sich ihm bei seiner Ankunft am Unglücksort zeigte, überforderte ihn. Da lag sein über alles geliebter Vater, wahrscheinlich tot am Boden und davor stand seine Mutter und ließ sich von einem fremden Mann umarmen. Und noch dazu von einem Polizisten, denen sein Vater stets mit Argwohn entgegengetreten war. Claudia löste die gespannte Situation aber rasch auf. Höflich distanziert, so freundlich, wie es in der derzeitigen Situation möglich war, stieß sie den tröstenden Polizisten von sich und kniete sich hinunter zu ihrem eifersüchtig scheinenden verzweifelten Söhnchen, um diesen fest in ihre Arme zu schließen. Beide hielten sich eng umschlungen, weinten bitterlich, so dass sich auf dem Boden eine Mischung aus Blut, Tränen und Wimperntusche sammelte, doch es half ihnen zunächst ein wenig.

Die Szenerie erlangte nunmehr zügig die übliche Professionalität. Die Männer von der Kriminaltechnik betraten die Bühne und sperrten den Fundort der Leiche großräumig mit Flatterband ab. Die Mordkommission traf ein und Claudius wurde von einer Psychologin betreut. Diese hatte sich auch um Claudia kümmern wollen, doch die lehnte das vehement ab. Sie wollte wissen, was geschehen war und keine Zeit verschwenden. Ein übliches



Verhaltensmuster von traumatisierten Angehörigen, entweder sie versanken in Trauer oder steigerten sich in Aktionismus.

Die Ermittlungen leitete zunächst der damalige Kriminalhauptkommissar Eugen Harris, der bereits viele Dienstjahre auf dem „Buckel“ bei der Mordkommission in Dortmund und dem geschuldet graue Haare hatte. Da sich der Fundort der Leiche im Märkischen Kreis befand, wäre eigentlich das Polizeipräsidium in Hagen zuständig gewesen. Dort gab es aber just zu der Zeit keine ständige Mordkommission. Daher übernahmen die Dortmunder den Fall. Auf Anweisung des allein durch seine große stattliche Erscheinung raumeinnehmenden Harris, wurden die ersten Spuren durch die Beamten der Polizei Lüdenscheid gesichert.

Dort war auch der Notruf eingegangen, aufgrund dessen von dort aus direkt der Einsatz gefahren wurde. In der Ermittlungsakte wurde später eingetragen, dass der Anrufer, welche die Polizei informiert hatte, einen öffentlichen Fernsprecher in der Hansestadt Breckerfeld benutzt haben musste.

Die Stimme des Anrufers war verstellt gewesen und konnte so bisher keiner bestimmten Person zugeordnet werden. Fest stand aufgrund gutachterlicher Bewertung der Kriminaltechnik jedoch, dass es sich um eine Frauenstimme handelte, und diese Stimme zu einer Frau jenseits der dreißig bis vierzig Jahre gehören musste.